Licht des Jenseits

oder

Blumenlese aus dem Garten des Spiritismus.

Eine Zeitschrift

für

spiritische Studien.

II. Jahrgang. Nr. 12. December 1867.

Einige allgemeine Worte über den Spiritismus, die Spiriten und die spiritischen Gesellschaften.

In der erfreulichen Aussicht, welche, wie wir es letzthin schon erwähnten, aus den freisinnigen Bestimmungen des neuen Vereins- und Versammlungs-Gesetzes für eine freiere Entwicklung und Verbreitung der geistigen Thätigkeit des Menschen entsteht und sich unseren heißesten Wünschen öffnet, in der auf unserem stets gehegten Streben Gutes zu thun gegründeten Hoffnung, bald den spiritischen Forschungen das bis jetzt zu beengte Feld nach Bedürfniß der gegenwärtig emporstrebenden Intelligenz erweitern zu dürfen, glauben wir es für rathsam, auf einen hier noch zu wenig bekannten und besonders zu wenig gewürdigten Gegenstand mit einigen klaren Worten die Aufmerksamkeit der denkenden Welt richten zu müssen.

Wir wollen also skizzenweise das andeuten, was der Spiritismus, was die Spiriten, was die spiritischen Gesellschaften sind.

Der Spiritismus ist ein Glaube, eine Experimental-Wissenschaft, und eine moralische Lehre.

Als Glaube erscheint er zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Die Geschichte lehrt, daß alle Menschen, von den ungebildetsten bis zu den cultivirtesten an das Bestehen überirdischer Wesen geglaubt haben, die mit den Menschen in Verkehr standen; sie weiset auf

zahlreiche Erscheinungen hin, die diesen Glauben bestätigen und die man um so weniger rundweg ableugnen kann, als sie von sonst glaubwürdigen Männern behauptet und uns von geschätzten Schriftstellern als wahr überliefert worden sind.

Wir gestehen gern zu, daß unter den mythologischen Ueberlieferungen der Alten, den Legenden des Mittelalters und den gegenwärtigen Volkserzählungen und Spukgeschichten viel, sogar sehr viel auf Rechnung der Phantasie und des Aberglaubens gesetzt werden kann, ohne auch andere geschichtliche Momente zu vergessen, wo gewisse Interessen sich mit der Verbreitung und Erhaltung des Uebernatürlichen gerne und vortheilhaft beschäftigten. Das aber, daß man eine Sache übertreibt, beweist in keinem Falle, daß sie nicht existirt, eher das Gegentheil; besonders wenn es sich um einen so allgemein verbreiteten Gegenstand, wie den dieses Glaubens, handelt.

Und wenn auch die, besonders in unserer Zeit, sehr zahlreiche Schule der Realisten und Materialisten den Glauben an das, was man übernatürliche Wesen nennt, weil er in ihren materiellen Rahmen, in den sie, glücklicherweise aber vergebens, die ganze Natur sperren möchten, nicht passen will, rundweg als Lug und Trug brandmarken und leugnen, ohne sich ja, da sie als Gelehrte gelten wollen, an gewisse Sprüche ihres Gleichen, wenn nicht ihrer Meister im Wissenschaftlichen zu erinnern. Wie zum Beispiele:

„Noch jetzt gilt von den Gelehrten, was vor Zeiten gegolten: daß sie die Schlüssel der Erkenntniß weggeworfen, und, selbst nicht hineinkommend, den Andern hineinzukommen wehren.“ Schelling.

„Das Allervorzüglichste, was hervortritt, das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange verneint, als nur möglich ist. Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es einmal geschah, gezwungen zugab und dem Teufel zuschrieb.“ Göthe.

„Eine vornehm thuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung.“ A. v. Humboldt.

„Dem fehlt es an Klugheit, welcher außer der reinen Mathematik das Wort „unmöglich“ ausspricht.“ Arago.

Es sind das kluge Worte, die unsere weisen Leugner wohl kennen und auf sich anwenden sollten!

Unterdessen ist dieser Glaube an überirdische Wesen, die sich mit den Menschen in Verkehr setzen können, zu einer wahren Experimentalwissenschaft geworden.

Der Spiritismus glaubt nicht nur an die Möglichkeit dieses Verkehrs, sondern er beweiset die Wirklichkeit desselben. Er erforscht nicht nur die Gesetze, nach welchen diese Erscheinungen stattfinden, sondern auch die Natur der sich kundgebenden Wesen; und so nimmt jetzt dasjenige, was früher in dem unbegreiflichen Bereiche der Wunder stand, unter den natürlichen Thatsachen seinen Platz ein.

Diese Erkenntniß beschränkt aber ihre Wirksamkeit nicht darauf, eine besondere spiritische Wissenschaft geworden zu sein, sie soll auch, vermöge der Allgemeinheit ihres geistigen Ursprunges, auf alle andern Wissenschaften einen thätigen Einfluß üben, indem sie denselben einen größeren Raum zu eröffnen oder eine Gewißheit zu verleihen verspricht, deren sie bisher noch entbehrten.

Die Physik wird vielleicht durch die Kenntniß von diesen ätherischen Kräften und ihrer fluidischen Natur, einiges annäherndes Licht über das Wesen der Imponderabilien erhalten. Die Chemie könnte etwa auf der Fährte der von einigen Gelehrten schon geahnten Einheit der Elemente einen Schritt weiter thun.

Die Physiologie könnte möglicherweise durch eine tiefere Einsicht in die Natur des belebenden Princips manche noch dunkel gebliebene Lebenserscheinungen erhellen. Die Geschichte könnte durch ehemals körperlich, jetzt aber noch geistig lebende Persönlichkeiten hie und da Winke zu Zurechtweisungen und Ergänzungen lücken- oder lügenhafter Daten erhalten. Die Philosophie könnte aus einer klareren Kenntniß der Natur des Menschen manche hypothetische Prämissen bestätigen oder sie durch bestimmtere ersetzen, und so für ihre weiteren Schlüsse einen festeren und sicherern Boden gewinnen.

Die Psychologie und die Theologie selbst möchten über die Kräfte der Natur und die geistigen Wesen, deren Gegenstand sie sind, gar viel neues in Betreff der Entstehung, der Entwickelung und des Zweckes derselben Wesen und Dinge hören.

Aus dem ernsten Erforschen aller Punkte, die wir hier nur flüchtig berührt, ist nicht nur eine thatsächliche spiritische Wissenschaft geworden, sondern auch vermöge der Bestimmtheit ihrer Angaben in Betreff des höchsten Wesens, der Natur unseres geistigen Ich's und seiner Bestimmung nach dem Tode, sowie der beruhigenden Ueber-

zeugung, die daraus erfolgt, vereint mit den Mittheilungen und Belehrungen, die uns von höheren jenseitigen Intelligenzen zu Theil geworden sind, eine moralische Lehre entstanden, die sich, da sie nur auf allgemeinen Grundsätzen ruht, für alle Menschen ohne Rücksicht auf religiöse Verschiedenheiten paßt und sie alle ohne Scheidewand zur wahren Brüderlichkeit einladet.

Dieß ist kurzgefaßt der Gegenstand und der Zweck des Spiritismus. Sehen wir jetzt, was die Spiriten sind.

Spiriten nennt man jene, die an die Existenz außerkörperlicher Wesen und an ihren möglichen Verkehr mit den Menschen glauben, sich mit den medianimischen Kundgebungen und den Grundsätzen, nach welchen sie stattfinden, beschäftigen und besonders ihr Leben nach den erwähnten moralischen Lehren einrichten.

Wenn der erste dieser drei Punkte die nothwendige Vorbedingung bei einem Spiriten ist, weil man stets die Möglichkeit eines Gegenstandes voraus setzt, bevor man denselben ernst zu verfolgen beginnt, so bildet aber der dritte den Hauptcharakter eines wahren, vollkommenen Spiriten, indem er durch denselben allein die Würde eines solchen erhält.

Der erste Punkt dient als Grundlage für die Forschungen, der zweite bietet die Mittel zum Zwecke, der dritte ist die Sanction des Ganzen.

Wie logisch diese Stufenleiter sein mag, so unlogisch zeigen sich aber auch manchmal viele Menschen, daß sie sich lieber in einem vagen, unbewußten, aber bequemen Glauben wiegen, als sich nach der Ueberzeugung dessen, was sie glauben, zu bestreben. Sie begnügen sich, am Fuße der Leiter in dem dunkeln Bereiche der Leichtgläubigkeit, des schwärmerischen Aberglaubens und des Wunders zu bleiben, für diejenigen zitternd, die den Muth haben, den lichten Weg zum Bewußtsein und zur Aufklärung zu betreten. Diese gehören nicht zu den Spiriten, wollen auch nicht zu denselben gehören, weil sie bei ihren trüben Augen das hohe Licht der Wahrheit, wo die Leiter hinreicht, für die schreckerregende, trügerische Leuchte der Hölle, den Stern der Vernunft für die Fackel des Teufels halten.

Nur diejenigen, deren Glaube den vernünftigen Gebrauch der Ueberlegung und des Forschens nicht ausschließt, können auf den Namen Spiriten einen Anspruch machen, der jedoch nur dann vollgiltig werden kann, wenn sie den spiritischen Boden mit ernstem und kon-

sequentem Schritte durchwandeln; d. h. wenn sie nicht dadurch eine bloße Neugierde zu befriedigen streben, sondern den wahren, eifrigen Wunsch nach Erkenntniß hegen und besonders die moralischen Folgen dieser Erkenntniß auf sich selbst anwenden.

Es gibt aber auch solche unter den eifrigen Adepten des Spiritismus, denen es an einem folgerichtigen stets vorwärtsstrebenden Sinn fehlt, und die sich auf halbem Wege mit dem bloßen Experimentiren beschäftigen; für sie liegt der ganze Spiritismus in physischen Erscheinungen und medianimischen Kundgebungen, die sie am höchsten schätzen, wenn sie am auffallendsten sind.

Das sind auch nicht die wahren Vertreter des Spiritismus, obwohl sie sich gerne überall als solche geben; sie sind höchstens die Vorbereiter, die Zettelanschläger desselben.

Wohl aber sind auf den Namen „Spirit" anspruchsfähig jene aufgeklärten Männer, die ohne sich mit productionsmäßigen Erscheinungen unterhalten zu wollen, solche geistige Thatsachen fleißig untersuchen und kritisch prüfen, um daraus neue Daten zu schöpfen, die zu gesetzmäßigen Erklärungen derselben und folglich zu wissenschaftlichen Resultaten führen.

Sie hüten sich weise, solche auffallende Kundgebungen unbedachtsam hervorrufen zu wollen; sie wissen ja wohl, daß man sie nicht nach Gutdünken entstehen lassen kann, und daß die Geister, die hohen besonders, sich selten nach unsern Bestimmungen fügen, weil sie besser als wir über die Schicklichkeit derselben zu urtheilen wissen.

Diese Bestätigung der Thatsachen, dieses Erforschen der Gesetze, nach welchen sie stattfinden, die logischen Deductionen, die daraus erfolgen, dies Alles, womit der ernste Spirite sich mit Eifer befaßt und was das spiritische Wesen zu einem unwiderleglichen wissenschaftlichen Beweise erhebt, und ihm auf die Beachtung der vorurtheilsfreien Forscher berechtigte Ansprüche gibt, wird doch von diesem Standpunkte der Evidenz, die der Spiritismus dadurch erhält und die ihm eine, den anderen Wissenschaften ebenbürtige Bedeutung verleiht, von den tiefüberzeugten menschenfreundlichen frommen Spiriten *auch nur als Mittel* zum Zweck betrachtet.

Die Ueberzeugung, welche für die spiritischen Forscher aus allen seinen Beobachtungen erfolgt, geht logischerweise dahin zu beweisen, daß diese so verschieden beurtheilten Kräfte, die sich in den spiritischen Erscheinungen kundgibt, wirkliche, intelligente, persönliche Wesen sind;

und daß diese Wesen, nach dem, was sie uns über ihre Natur selbst offenbaren, nichts anders sind, als die Seelen der verstorbenen irdischen Menschen.

Diese geistigen Wesen geben nicht nur über ihre Natur Auskunft, sondern auch über ihr jenseitiges Leben, ihre Freuden und Leiden, sowie über die natürlichen Beziehungen, die zwischen dem Diesseits und dem Jenseits bestehen, und die gegenseitigen Ursachen, die den allgemeinen Fortschritt zu befördern oder zu hemmen vermögen, und in Folge dessen einen nothwendigen, mächtigen Einfluß auf unser dies- und jenseitiges Glück und Unglück ausüben.

Diese Ueberzeugung, sagen wir, zu der der aufgeklärte Spirit ebensowohl mittelst seiner eigenen Forschungen als durch die ihm aus dem Jenseits mitgetheilten Belehrungen gelangt, daß sein innewohnendes, thätiges Wesen mit dem Tode nicht zu Grunde geht, sondern sich zu einem stets höheren Zwecke, je nach Verdienst oder Verschuldung, aber schneller oder langsamer, zu entwickeln und zu vervollkommnen vermag, führt ihn nothwendigerweise zu festen moralischen Schlüssen, wie sie ein schwankender, blinder Glaube ihm unmöglich eingeflößt hätte, und welchen gemäß er von nun an seinen ganzen Lebenswandel einrichtet.

Diese überzeugende Erkenntniß verleiht endlich dem Spiriten die höchste Weihe, indem sie ihn auf eine sichere Weise nach den reinsten und erhabensten Tugenden zu leben lehrt.

Er erkennt zuerst den mächtigen Urheber des Alls, den gerechten Lenker aller Wesen, und diese erste Erkenntniß, welche jede Betrachtung der Natur, jedes Forschen nach ihren Gesetzen nur noch jeden Tag vervollständigen kann, flößt ihm Demuth und Liebe ein. — Er kennt seinen eigenen Ursprung und das Endziel seines Daseins, daher seine Bescheidenheit und seine Würde. — Er begreift die Stelle, die er in der Schöpfung einnimmt, und die harmonischen Beziehungen, welche ihn mit den anderen Wesen verbinden; und dem gemäß strebt er nach gewissenhafter Erfüllung aller seiner Pflichten, während er den Rechten Anderer eine würdigere Beachtung zollt. — Die anerkannte Solidarität, die alle intelligenten Wesen in dem gemeinsamen Werke der Schöpfung verbindet, ladet den vom hellen Lichte der Wahrheit erleuchteten, von der feurigen Glut der Liebe durchdrungenen Spiriten zur steten Ausübung der Nächstenliebe und der allgemeinen Brüderlichkeit ein.

So sind und so handeln die aufgeklärten, eifrigen Spiriten, und so sollen Alle zu sein trachten: Freunde des Lichtes, Verkünder der Wahrheit!

Und jetzt, was können die spiritischen Gesellschaften sein?

Nach dem, was von dem Wesen des Spiritismus und dem Charakter der Spiriten gesagt wurde, ist es nicht mehr schwer, zu errathen, was uns über die spiritischen Gesellschaften noch zu sagen bleibt, da eine Gesellschaft ihren Charakter von dem Zwecke, den sie verfolgt, und von dem Geiste, der die Mitglieder derselben beseelt, erhält.

Da aber der Gegenstand des Spiritismus ein ernster ist und das Streben der Spiriten ein wissenschaftliches und besonders moralisches sein soll, so folgt natürlich daraus, daß jede wahrhaft spiritische Gesellschaft nur ernste, friedliche, wissenschaftliche, moralische Elemente enthalten kann.

Zuerst entfernt natürlicherweise der edle Zweck, der bei der Begründung einer solchen Gesellschaft verfolgt wird, jeden Gedanken materieller Interessen und zugleich alle Diejenigen, die aus dem Spiritismus ein Geschäft machen wollten.

Dann alle diejenigen, die der Oberflächlichkeit ihres Charakters wegen nur darin eine Unterhaltung oder die Befriedigung einer eitlen Neugierde suchen könnten.

Weiter, alle diejenigen, die durch systematische Ansichten oder vorgefaßte Meinungen, die zum gemeinsamen Streben nach Wahrheit unentbehrliche Eintracht und Ruhe stören oder bedrohen würden.

Wenn einmal alle diese egoistischen Elemente durch strenge Maßregeln bei der Aufnahme ihrer Mitglieder ferne gehalten sein werden, dann können alle Intelligenten, Moralliebenden, die sich zu dem erwähnten erhabenen Zwecke, die Wahrheit zu suchen und zu verbreiten, vereinigen, ruhig und ungehindert zu Werke gehen.

Die unter solchen Bedingungen gegründeten spiritischen Vereine oder Gesellschaften haben dann drei Hauptpunkte: einen wissenschaftlichen, einen religiösen, einen moralischen, zu berücksichtigen.

In Betreff des ersten Punktes werden sie, nicht allein durch die Angaben der Geister, sondern auch durch vernunftmäßige Schlüsse über die Möglichkeit und die Thatsächlichkeit der spiritischen Kundgebungen zu urtheilen haben, jene nach subjectiver Erkenntniß des ungenügenden menschlichen Wissens so bescheiden als möglich anzunehmen, diese, nach

objectiver kritischer Untersuchung, vorurtheilsfrei entweder als wirklich zu bestätigen oder als irrthümlich zu verwerfen, dann die Gesetze, nach denen diese Thatsachen stattfinden, zu ergründen und sie den schon wissenschaftlich anerkannten Naturgesetzen anzureihen, endlich das Dasein dieser neuen Gesetze durch eine innige Anschauung der Natur und tiefe forschende Betrachtungen ihres thätigen Lebens darzuthun suchen.

In Beziehung auf den religiösen Punkt haben die spiritischen Gesellschaften sich zuerst mit dem Gedanken an Gott, als nothwendigen Urheber des Alls, dann mit dem Glauben an die Fortdauer der Menschenseele und an ein jenseitiges Leben, endlich mit dem Dasein der Geister und ihrer Wirksamkeit in der Natur zu beschäftigen.

Alle diese Fragen werden, wenn sie mit Aufrichtigkeit, ohne vorgefaßte Meinungen, noch confessionelle Vorurtheile und nur in der reinen Absicht, die Wahrheit zu erforschen, erörtert werden, sicher zu der erfreulichen Bestätigung führen, daß dieser ahnungsartige Glaube an einen Gott, an unsere Seele und an ein Jenseits nicht nur als vollkommen richtig anerkannt sein soll, sondern daß der oft zu schwankende Glaube durch die jetzt bewiesenen Thatsachen der geistigen Kundgebungen und die daraus erfolgten Belehrungen zu einer unerschütterlichen Ueberzeugung erhoben wird, einer Ueberzeugung, die von nun an die allgemeine Basis der Moral bildet, indem sie aus dem negativen, unthätigen Charakter, den der Zweifel ihr zu oft einprägte, einen thätigeren, überzeugteren, wirksameren macht.

Nach dem, was wir jetzt erwähnt haben, wird es nicht mehr den spiritischen Gesellschaften schwer sein, den drittgegebenen Punkt zu erledigen, wenigstens was die Grundsätze betrifft, welche wie von sich selbst aus den bisher erworbenen Erkenntnissen fließen, wohl aber um diese Grundsätze zur thätigen Verwirklichung von Seite aller ihrer Mitglieder zu bringen. Und doch ohne diese letzte Bedingung erfüllt zu haben, kann der Spiritismus, die Spiriten und die spiritischen Gesellschaften auf etwas für die Menschheit wahrhaft Ersprießliches, keinen Anspruch erheben; sie werden eben dieses edle Ziel erreichen können, wenn sie dasselbe als ihre höchste Aufgabe hinstellen, und die Verwirklichung der Moral als die Krone des, zum Ruhme Gottes, zur Ehre der Wahrheit und zum Glück des Menschen neu zu erhebenden spiritischen Gebäudes der Zukunft mit allem Eifer, aller Beständigkeit und Aufopferung verfolgen, und stets des spiritischen Motto's: „Außer der Nächstenliebe kein Heil“ eingedenk bleiben.

Mirette, von Elie Sauvage.

(Fortsetzung. — Siehe das 11. Heft 1867.)

II.

Lucien's Eltern hatten ein großes Bäckergeschäft im Stadtviertel der Markthallen. Obwol es noch kaum 6 Uhr war, fand Lucien seine Mutter doch bereits im Laden. Sie war eben damit beschäftigt, den Gesellen die frischgebackenen Brode aller Art und Größe aus der Hand zu nehmen und auf die Gestelle zu legen, nachdem sie jedes derselben vorher genau besichtigt hatte.

— Da giebt's schon wieder zwei verbrannte! Das ist unausstehlich. Da sieht man freilich, daß der Herr nicht zu Hause ist. — Die kommen auf Deine Rechnung ....

Ein Weib, das man an ihrer großen blauen Blouse als Brotausträgerin erkannte, half der Frau Morel bei ihrer Arbeit. Geschäftig hin und hergehend richtete die Bäckermeisterin manchmal einige Worte an eine arme schwarz gekleidete Frau, welche traurig und niedergeschlagen vor ihr stand. Ihr ganzes Aeußere trug den Stempel des tiefen, aber unverschuldeten und geduldig ertragenen Elendes an sich.

— Sie schulden mir schon 15 Franken, ich kann Ihnen jetzt nichts mehr borgen.

— Haben Sie nur noch einige Tage Geduld .... Eine mildthätige Frau hat mir Arbeit versprochen, sie wird mich gewiß gut bezahlen.

— Ja, rechnen Sie nur darauf und einstweilen können Sie Steine kochen!

— Frau Bäckerin, wenn den Unglücklichen nicht einmal die Hoffnung bliebe, das wäre ja schrecklich.

— Ich kann Ihnen nur Eines sagen: zahlen Sie mir, was Sie mir schuldig sind, und dann werde ich Ihnen wieder creditiren.

— Hätte ich nicht arme kleine Kinder ....

— Thut mir sehr leid, jeder sorgt für sich.

— Und Gott für Alle, antwortete die Wittwe, und ging ihrer Wege.

In dem Ausdrucke dieser Frau lag so tiefer Kummer, daß Lucien dadurch auf's tiefste gerührt wurde .... Er holte sie auf der Straße ein und drückte ihr ein 5 Franken Stück in die Hand:

— Das ist für Ihre Kinder, lispelte er ihr zu und lief schnell zurück, als hätte er etwas Böses gethan.

Marguerite, die Brotausträgerin, hatte Lucien nicht aus den Augen verloren.

— Frau Morel, Herr Lucien hat der Wittwe soeben Geld gegeben.

— Der Junge wird uns noch an den Bettelstab bringen, wenn wir nicht gut Acht geben.

Lucien kam in den Laden zurück und umarmte seine Mutter.

— Du fängst recht zeitlich in der Frühe mit deinen Almosen an, mein Sohn.

— Ich denke, Mutter, die Armen haben schon in der Frühe Hunger .... und namentlich die kleinen Kinder ....

— Der bleibt ihnen noch vom Vorabend übrig, bemerkte Marguerite, welche aus Erfahrung wohl wußte, daß sich in Paris viele Menschen zu Bette legen, ohne gespeist zu haben.

— Ich hoffe, daß Du nicht der Meinung bist, alle Armen der Gemeinde ernähren zu müssen?

— Ich wollte, Mutter, wir wären reich genug, um es thun zu können.

— Es gibt kein Vermögen, das durch Unordnung nicht darauf ginge.

Die heilige Nächstenliebe nannte sie Unordnung, diese gute Frau Morel.

— Bei solchem Aufwande, setzte sie fort, müßten wir bald den Laden schließen, und unsere Schuldner kämen uns gewiß nicht zu Hilfe.

— Durch Almosengeben ist noch Niemand zu Grunde gegangen: das Geld, das man den Armen gibt, ist bei Gott angelegt.

— Aber Gott zahlt erst im Paradiese zurück und wir hier auf Erden hätten einstweilen nichts zu beißen.

Bei diesem wenig christlichen Witz platzte Marguerite in lautes Lachen aus.

— Was, Sie sind noch hier, Marguerite? Schauen Sie, daß Sie sich bald auf den Weg machen.

— Ich bin schon bereit, antwortete Marguerite und nahm den vollen Tragkorb auf ihren Rücken.

— Der Monat für die Frau Vannier ist aus: verlangen Sie das Geld ... und auch von der Frau Duval .... die ist immer mit dem Zahlen zurück!

— Sie, gnädige Frau, wenn man mir beim Zahlen solche Paradieszettel geben will, soll ich sie annehmen?

— Da sagen Sie nur, daß die Frau Morel bloß die Zettel der französischen Bank annimmt.

Die beiden Weiber trennten sich lachend; sie verstanden sich gut: die Meisterin war eben so gemein wie die Dienerin.

Was Lucien betrifft, so hatte ihn diese Szene tief bekümmert. Von den himmlischen Höhen, in welchen sein Geist in dieser Nacht geschwebt hatte, war er wieder in die Tiefe der irdischen Wirklichkeit herabgesunken. Zu den peinlichsten Gefühlen gehört es, wenn man ein Wesen, das man zu lieben gewöhnt war, von der Stufe herabsteigen sieht, auf welche man es in seinem Geiste gestellt hatte. Jetzt, wo Lucien mehr als je einen klaren Einblick in das enge und egoistische Herz seiner Mutter gewonnen hatte, wurde er wahrhaft ängstlich, wenn er sich die Frage stellt: „Wie wird sie die Nachricht aufnehmen, die ich ihr anzuvertrauen habe? Wird sie zu würdigen wissen, wie schön und edel dieser Greis handelte, indem er mir sein Pflegekind anvertraute? Soll ich ihr von der Dazwischenkunft der Geister sprechen, von den Ereignissen dieser feierlichen Nacht? Sie würde glauben ich sei krank, und würde um den Doctor schicken.

Das traurige und blasse Gesicht Lucien's fiel der Frau Morel auf; ganz besorgt ging sie auf ihn zu; bei ihr war das Muttergefühl doch stärker als der Egoismus, oder besser, es war dies auch eine Art Egoismus. Ihr Mann, ihr Sohn, das war, so wie ihr Haus, ein Eigenthum, an dem sie mit Leib und Seele hing. Weiter über diesen beschränkten Gefühlskreis hinaus konnte sich ihr Verstand nicht erstrecken.

— Was fehlt dir denn, mein Lucien, sagte sie ihm, du bist ja kreidenbleich ....

— Nichts Mutter; ich bin nur etwas müde von dem Wachen und von der Aufregung der verflossenen Nacht ....

— Was für Aufregung? frug sie ganz erstaunt.

— Unser Miethmann, oben im fünften Stock, ist gestorben!

— Was, der alte Dubuisson ist gestorben? Da haben wir's! Noch ein Zins beim Kuckuck! Ich hätte ihn sollen gleich zahlen lassen, wie er eingezogen ist; ich bin nur immer viel zu gut!

— Ich war bei seinem Hinscheiden zugegen, setzte Lucien hinzu.

— Und warum denn? Was hat dich dazu gezwungen? Jetzt frage ich nur .... Ja freilich, diese Aufregung ist es, die dich krank macht.

— Alle Menschen sind Brüder, namentlich dem Tode gegenüber. .... O, meine Mutter! Der ist geraden Wegs in den Himmel eingezogen.

— Ja freilich, und dabei hat er mein Zinsgeld mitgenommen!

Dieser Schmerzensschrei einer Hausfrau hätte wohl Lucien zum Lachen gebracht, wenn der Augenblick nicht ein so ernster gewesen wäre.

— Das einzige weßhalb er bedauerte von dieser Erde zu scheiden, war, sein liebes Pflegekind so ganz verlassen zurückbleiben zu sehen. Und — fügte Lucien nicht ohne Zaudern hinzu — da habe ich ihm in meinem wie in Deinem Namen versprochen, für die arme Waise sorgen zu wollen ....

— So, das hat noch gefehlt! rief Frau Morel aus .... Das wäre nicht schlecht! .... Dieses Versprechen hat keinen Sinn .... es bindet uns nicht im mindesten .... Diese Leute gehen uns nichts an .... sie sind weder Verwandte noch Freunde von uns. Das sind unverschämte Menschen. .... Auf der Stelle werde ich dem Mädchen den Laufpaß geben lassen .... und zwar durch den Gerichtsdiener .... die wird reißaus nehmen .... und wie .... hat man je so etwas gesehen! ... diese Leute haben deine Unschuld mißbraucht, mein armer Lucien; aber ich bin glücklicher Weise da, um noch rechtzeitig Ordnung zu schaffen.

Die Schleusen waren geöffnet .... die kurzen, gedrängten Phrasen überstürzten sich wie die Wasser eines Gießbaches, der hoch vom Felsen herabfällt. Aber Frau Morel hätte noch lange weiter reden können, Lucien hörte nichts mehr davon. Durch den groben Egoismus seiner Mutter tief im Herzen verletzt, und durch die schlaflose ereignißvolle Nacht ganz ermattet, war der Aermste von einer Art Ohnmacht überfallen. Frau Morel entdeckte dies erst als sie ihn auf der Bank zusammensinken sah. Sie stieß einen Schrei aus, sprang auf und erfaßte ihn mit beiden Armen. In diesem Augenblicke trat Marguerite in's Zimmer, welche ihren ersten Rundgang beendet hatte.

— Rasch, Marguerite! Wasser, Essig!

— Ja, gnädige Frau, ja! antwortete die Magd und stellte schnell den Brodkorb auf den Boden. Oh, mein Gott, mein Gott, was fehlt denn dem armen Herrn Lucien? . . .

Marguerite schaffte behende den Krug und das Essigfläschchen herbei; sie bespritzte Luciens Gesicht mit Wasser, während Frau Morel ihm ein mit Essig getränktes Tuch an die Schläfe hielt.

— Aber mein lieber Lucien, mein gutes Kind, komm' doch zu Dir . . . . Ich verspreche Dir ja gern Deinen Willen zu erfüllen . . . . Das junge Mädchen soll in unserem Hause bleiben so lange es ihr gefällt, und wir werden ihr einen guten Platz suchen . . . .

Lucien öffnete die Augen wieder, der Blick, den er seiner Mutter zuwarf, enthielt noch einen Zweifel.

— Was, Du glaubst meinen Worten nicht, Lucien? Gehen wir zusammen zum jungen Mädchen hinauf. Ich bin bereit, das, was ich dir eben gesagt, vor ihr zu wiederholen.

Diese Versicherung brachte Lucien wieder zu sich; sein Blut nahm allmählich wieder seinen regelmäßigen Lauf; er drückte seiner Mutter die Hand und stammelte einige Worte des Dankes!

— Er ist gerettet! rief Frau Morel.

— Marguerite, thue schnell eine Suppe wärmen und stelle eine Flasche Malaga in's Speisezimmer auf den Tisch.

Marguerite ging ganz bedenklich zur Thüre hinaus, sie wußte nicht, wie sie diese kleine Familienscene deuten sollte.

— Sollte Herr Lucien etwa verliebt sein? dachte sie.

Kaum war Körper und Geist durch die Pflege und namentlich durch die Versprechungen der Mutter wieder gestärkt, so dachte Lucien daran, die traurigen Pflichten zu erfüllen, welche die Umstände mit sich brachten. Er hieß Marguerite eine barmherzige Schwester herbeirufen, welche beim Leichname des Verstorbenen wachen und beten sollte, er selbst ging zur Bezirksbehörde um den Todesfall anzuzeigen und um einen bescheidenen Leichenzug zu bestellen. Als er zurückkam, war eben auch die barmherzige Schwester eingetroffen.

— Wollen sie uns nachfolgen, Schwester, sagte Lucien, meine Mutter und ich, wir werden Ihnen den Weg zeigen.

In der Dachstube fanden sie Mirette vor dem Todtenbette knieen. Bei ihrem Herannahen erhob sie sich rasch; ihr blasses, durch ihr langes offenes Haar gleichsam verschleiertes Gesicht zeugte

dermaßen von ihrem tiefen Schmerze, daß sogar Frau Morel davon gerührt war: die wahren Gefühle verfehlen auch auf die gröbsten Naturen nicht ihren Eindruck. Die barmherzige Schwester rief plötzlich aus:

— Wie! Du bist es, meine liebe Mirette?

— Oh, Schwester Josephine! schluchzte das junge Mädchen und warf sich in die Arme ihrer Freundin, welche ihr die Vorsehung zusandte.

— Liebes Kind! Gott ist der Vater der Betrübten, vertraue auf Ihn.

— Er ist mein Trost und meine Hoffnung.

— Das höre ich gerne, mein Kind, so spricht eine gute Christin.

— Fräulein Mirette, sagte Lucien, die Schwester Josephina ist so gut, hier ihren Platz einzunehmen. Sie bedürfen der Ruhe nach so vielem kummervollen Wachen . . .; nehmen sie die Gastfreundschaft an, welche Ihnen meine Mutter gerne bietet.

— Ja, mein Kind, setzte Frau Morel hinzu, kommen Sie, wir werden Sie gut pflegen.

— Soll ich meinen Vater verlassen? Ich habe ja ohnedieß nur mehr kurze Zeit mit ihm zu verweilen!

— Mein Kind, bemerkte Schwester Josephine, Du mußt Deine Kräfte schonen; nehme getrost den Vorschlag dieser guten Frau an, ich werde an deiner Stelle wachen und beten.

Und in's Ohr flüsterte sie ihr weiter zu:

Vergiß nicht Dein offenes Haar und Deine Kleidung zu ordnen, ein christliches Mädchen muß auch im größten Schmerze sittsam erscheinen.

— Ja, Sie haben Recht, Schwester Josephine, antwortete erröthend Mirette und zog sich in ihre Schlafkammer zurück.

— Sie kennen dieses Mädchen schon seit langer Zeit, meine Schwester? frug Frau Morel.

— Mirette hat durch sechs Jahre unsere Schule besucht und hat uns erst verlassen, nachdem sie ihre erste Communion gemacht. Bald sind es zwanzig Jahre, daß ich mich der Erziehung der Jugend gewidmet habe und ich erinnere mich nicht, ein gescheidteres, sanfteres oder frömmeres Kind gesehen zu haben. Sie ist von einem eigenthümlichen Reize umgeben, man kann ihm nicht widerstehen. Sie ist ein ganz bevorzugtes Wesen.

Lucien's Antlitz strahlte vor Freude über dieses Lob, während Frau Morel die mehr als bescheidenen Möbel dieser Dachwohnung musterte und den Werth derselben in ihrem Geiste taxirte, mit einem Scharfblick, um welchen sie gewiß jeder Schätzmeister beneidet hätte. Das Resultat ihrer gewissenhaften Forschung war folgendes:

— Ich glaube, sagte sie, daß der Vater diesem armen Mädchen nicht viel hinterlassen hat.

— Er hat ihr eine christliche Erziehung und die Erinnerung an seine Tugenden hinterlassen, sagte Schwester Josephine.

— Das ist das schönste Gut, das ein Vater seinen Kindern vermachen kann, fügte Lucien hinzu.

— Mit solchen Erbschaften, mein guter Sohn, kann man geradenwegs in's Spital gehen.

— Aber von dort aus, Mutter, gelangt man leicht geradenwegs in den Himmel.

Bei dieser Antwort konnte Schwester Josephine ein zustimmendes Lächeln nicht verbergen; Frau Morel bemerkte es, verstand es aber nicht.

— Sie lachen über meinen Sohn, Schwester, und das wundert mich nicht. Er hat manchmal Einfälle, die mir unbegreiflich sind. Von seinem Vater oder von mir hat er sie gewiß nicht .... übrigens ist er ein gutes Kind, nur seine Bücher machen ihm den Kopf verrückt.

In diesem Tone redete sie noch länger weiter, trotz der Zeichen Lucien's, der sehr darunter litt, zu sehen, wie seine Mutter vor einer Fremden ihren niederen und beschränkten Geist bloßstellte. Diese Pein dauerte fort bis endlich Mirette in's Zimmer trat. Die Waise war schwarz gekleidet. Ein einfaches kleines Häubchen bedeckte zur Hälfte ihr schönes Haar und rahmte ihr sanftes melancholisches Gesicht allerliebst ein.

— Mein Kind, kommen Sie, wir warten schon, sagte hastig Frau Morel; sie hatte Eile, in ihren Laden zurückzukehren.

— Ach! gnädige Frau, erlauben Sie mir nur noch, von ihm zum letzten Male Abschied zu nehmen! Liebe Schwester Josephine, sehen Sie nur, wie schön er ist.

In der That, es lag etwas Ergreifendes in der Ruhe, welche der Tod dem Antlitze des Greises verliehen hatte. Es war, als

hätte diese edle Seele, als sie den Körper verlassen, auf ihre sterbliche Hülle einen Strahl ihrer Unsterblichkeit geworfen.

— Mir dünkt, sagte Lucien, ein solches Schauspiel wäre geeignet, den verstocktesten Materialisten zu bekehren.

— Sie haben vollkommen Recht, bemerkte Schwester Josephine. Die heilige Schrift lehrt uns, wie heilsam es ist, an den Tod zu denken. Es gibt wenige, die in ihrem Unglauben und in ihrer Verstocktheit verharren könnten, wenn sie gesehen hätten, was ich in mancher Nacht erlebt. Wenn ich auch mitunter bei Todten gewacht, deren Antlitz wie bei diesem gleichsam von einem Heiligenschein umgeben war, so fand ich hingegen bei anderen deutliche Zeichen der Verdammung in ihren Zügen eingeschrieben. Ich habe manchem geheimnißvollen, schrecklichen Schauspiele beigewohnt; ich habe Todte gesehen, welche selbst die Verbrechen enthüllt, die der menschlichen Gerechtigkeit entgangen waren ....

— Ja, der Tod gibt oft über Geheimnisse des Lebens Aufschluß, bemerkte Lucien.

— Hier ist es recht kalt, sagte Frau Morel, gehen wir hinab. Es war die Angst, welche sie überkam.

Mirette schnitt eine Locke der schönen, weißen Haare des Greises ab und bewahrte sie sorgfältig auf.

— Leb' wohl, du ehrwürdiger väterlicher Freund, der du während fünfzehn Jahren mit so viel Liebe mich arme Waise gepflegt hast. Mein einziges Ziel soll sein, deinem Beispiele zu folgen, um dessen würdig zu werden, Dich einstens wieder zu finden. Mit ihrem letzten Kusse fiel noch eine warme Thräne auf die Stirne des Greises, welcher ihr zuzulächeln schien. „Ich empfehle Ihn ihrer Obhut“, gute Schwester Josephine, sagte sie, und indem sie sich Frau Morel zuwandte, fügte sie hinzu: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie habe warten lassen.“

Als sie die ärmliche Dachwohnung verließ, warf sie ihm noch einen dankbaren Blick zu und folgte in trauriger Stimmung der Frau Morel und ihrem Sohne nach. Schwester Josephine stellte sich am Bette des Todten einen Stuhl zu recht, zog aus der Tasche ihren Rosenkranz, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und fing zu beten an.

III.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, ist es nothwendig, daß wir die Hauptpersonen, mit welchen wir uns beschäftigen, näher kennen lernen. Die Eheleute Morel waren nicht immer wohlhabende Bäcker gewesen, wie wir sie jetzt sehen mit ihrem reichen Laden, mit gutem altem Weine im Keller und mit einem schönen Landgute zu ihrem Sommeraufenthalte; in ihrer Jugend hatten sie die Entbehrungen der Armuth gekannt. So war's auch gekommen, daß im Jahre 1806, als sich Morel entschloß zu heiraten, um den fortwährenden Rekrutirungen des Kaiserreiches zu entgehen, seine Nachbaren mit Achselzucken das traurige und ärmlich gekleidete Ehepaar zum Bürgermeisteramte und zur Kirche gehen sahen, mit dem Finger auf ihn zeigten und sich zuflüsterten: „Hunger und Durst halten heute Hochzeit! ......“ Clodine Boizart, welche später die dicke, rothwangige Frau Morel geworden war, stellte damals nur eine arme Handlangerin vor, welche sich kaum fünf Groschen im Tage verdiente, weder lesen noch schreiben konnte und deren Geist sehr beschränkt war, was der Leser wohl bereits gemerkt hat. Aber, wenn Claudine jene Fähigkeiten nicht besaß, welche eine höhere Bestimmung in der geistigen Welt beurkunden, so war sie dafür durch andere Fähigkeiten entschädigt, welche aber der irdischen Welt angehören. Ein Schüler Gall's hätte die Erklärung hiezu in ihrer niedern Stirne und in ihrem breiten Oberkopfe gefunden; Desbardes hätte dies allein schon bei Besichtigung ihrer breiten, spachtelförmigen Finger bemerkt, ohne die weiteren Unvollkommenheiten ihrer Hand zu prüfen.

Jean Pierre Morel war der geeignete Mann für diese Hausfrau. Sein Vater hatte seinerzeit als Verwalter bei den Grafen von Rouville, reichen Gutsherren in der Normandie, gedient; doch nachdem die Güter der Emigrirten verkauft worden, wurde er von dieser Herrschaft weggejagt, da der neue Besitzer den Vater Morel seiner Anhänglichkeit an die frühern Herren wegen zu aristokratisch fand. Dieser alte Diener starb aus Kummer einige Jahre nach dem Eintreffen dieser Katastrofe, was aber dem Jean Pierre insofern erwünscht kam, als er, der älteste Sohn einer Wittwe, nunmehr davon befreit war, seinen Altersgenossen zu folgen, welche alle, gern oder ungern, hinausziehen mußten, um für das Vaterland zu sterben.

Solch ein heldenmüthiger Tod war keineswegs das, was Jean Pierre suchte, im Gegentheile, er wollte für sich leben und zwar so lange und so angenehm als nur möglich. Als seine Mutter gestorben war, hielt ihn nichts mehr in seiner Gegend zurück, wo er sich übrigens in einer doppelt schwierigen Stellung befand, da ihm im Gegensatze zu seinem frühern Wolhaben gar nichts zum Leben übrig geblieben war. Eines schönen Tages hielt er seinen Einzug in Paris, indem er, wie Bias sein ganzes Hab und Gut bei sich trug. Paris ist eine Sonne, welcher sich alle Welt zuwendet, vom kleinen Auvergnaten angefangen, der ein Fleckchen Erde zu erwerben träumt, bis zum größten Manne dem sein Genius keine Ruhe läßt. Jean Pierre besaß alle Eigenschaften des Auvergnaten: die Sparsamkeit, die Genügsamkeit, die Geduld und dies Alles mit ein wenig Arglist vermischt, die von seinem normännischen Blute herrührte. Er konnte lesen und schreiben und auch rechnen, das hatte er von den Landleuten seines Zeitalters voraus und zwar verdankte er dies dem glücklichen Umstande, der Milchbruder des jungen Grafen von Rouville gewesen zu sein. Als Gespiele des kleinen Grafen nahm er an dessen Unterrichtsstunden Theil, und der Hofmeister war sehr zufrieden, in ihm einen Sporn für seinen Zögling zu finden. Aber die Revolution unterbrach plötzlich diese Studien und zerstörte die ehrgeizigen Pläne des Jean Pierre, welcher sich schon für den künftigen Verwalter der großen Herrschaft Rouville gehalten hatte.

Mit wenigen Geldstücken in der Tasche, ohne irgend jemanden zu kennen, wußte Jean Pierre gar bald nicht mehr, was er in Paris anfangen sollte. Er lief die Straßen auf und ab und las alle Anschlage-Zettel, welche die Mauern bedeckten und hoffte darin sein Glück zu finden; aber diese Zettel waren von einer verzweiflungsvollen Eintönigkeit: „Haus und Hof zu verkaufen, Preis 50,000 Franken!“ oder: „Man sucht einen Militär-Ersatzmann.“ Dies Alles war nicht das, was Jean Morel brauchen konnte. Eines Tages trat er zufällig in die Getreidemarkthallen. Mit jenem melancholischen Blicke, welche einen Mann kennzeichnen, dessen Beutel so leer ist wie sein Magen (Tags vorher hatte er den letzten Hellen ausgegeben), bewunderte er die großen Pyramiden von Mehlsäcken, die da aufgespeichert waren; da hörte er plötzlich eine Baßstimme, die ihm zurief: „Holla! Jean Pierre!“ Dieser Ruf, so barsch er auch war, schien ihm in jenem kritischen Augenblicke die Stimme der Vorsehung

zu sein. Die Vorsehung war aber diesmal ein kleiner, dicker, untersetzter Mann mit rothem offenem Gesichte, vom Kopfe bis zum Fuße grau angezogen, wie die Getreidehändler sich zu kleiden pflegen.

— Wie, Sie sind es, Herr Rigot! rief seinerseits Jean Pierre aus.

Er hatte den reichen Pariser erkannt, welcher alle Jahre nach Rouville kam und meistens die ganze Ernte aufkaufte.

— Ja, mein Junge, was hast denn Du hier in Paris zu suchen?

— Mein Gott, Herr Rigot, ich suche einen Platz, eine Beschäftigung.

— Und hast Du sie gefunden?

— Beileibe noch nicht.

— Wenn Du hübsch schreiben und rechnen könntest, so hätte ich vielleicht ein Plätzchen für Dich.

— Nun, Herr Rigot, ich kenne die vier Rechnungsarten und auch ein wenig die Brüche, und was die Schrift anbelangt, da stelle ich meinen Mann.

Vater Rigot sah ihm tief ins Gesicht, besann sich eine Weile und sagte ihm schließlich: „Komm' mit mir.“ Er führte ihn in eine Art Glaskäfig, wo sein Schreibepult stand und reichte ihm eine Feder:

— Da setze Dich nieder, und schreibe was ich Dir dictiren werde: „Herr Bruneau, Bäckermeister in der Straße St. Honore schuldet dem H. Rigot fünfundzwanzig Säcke Mehls, erster Qualität . . ., das Pfund zu u. s. w.“

— Und jetzt mache mir die Rechnung.

Jean Pierre bestand diese entscheidende Prüfung in allen Ehren. Vater Rigot schien namentlich über die Schrift ganz entzückt, welche nett, ja sogar elegant war. Er berechnete, daß er in ihm um weniges Geld einen intelligenten Schreiber finden könnte, der ihm gleichzeitig den Dienst eines Hausknechts versehen müßte. Nachdem er fünf Minuten nachgedacht, welche Jean Pierre eine Ewigkeit dünkten, bot er ihm 30 Franken und die freie Wohnung an.

— Wenn ich mit Dir zufrieden bin, so werde ich den Lohn erhöhen.

Jean Pierre ging mit solcher Bereitwilligkeit auf den ihm gemachten Vorschlag ein, daß Vater Rigot es schon bereute, so großmüthig gewesen zu sein.

— Um 20 Franken hätte ich ihn auch haben können; dachte er sich ganz ärgerlich.

Nichtsdestoweniger hatte Rigot niemals Ursache, das eingegangene Übereinkommen zu bereuen, denn Jean Pierre wußte sich bald in seine Doppelstelle zu schicken und leistete seinem Herrn erhebliche Dienste.

Die Installirung Jean Pierre's in der Getreide-Markthalle, fiel eben in jene Zeit, wo die Arretirung Cadoudals und seiner Mitverschworenen in Paris so großes Aufsehen erregt hatte. Vater Rigot glaubte im Benehmen seines Factotums viel Auffallendes zu bemerken, denn dieser empfing geheimnißvolle Besuche und schien sehr nachdenklich gestimmt zu sein. Einmal des Nachts, als Vater Rigot bei seinem Fenster frische Luft schöpfte, erblickte er am Hausthor einen großen Mann von vornehmer Haltung, der unter seinem Mantel etwas verborgen hielt und der sich änglich nach allen Seiten umsah. Eine halbe Stunde später erschien derselbe Mann wieder und zwar in Begleitung Jean Pierre's. Sie sprachen vertraut mit einander, und umarmten sich; der Unbekannte erhob den Blick zum Himmel als wollte er sagen: „Gott sei uns gnädig" und raschen Schrittes entfernte er sich. Jean Pierre folgte ihm einen Augenblick mit den Augen und kehrte dann in's Haus zurück. Diese nächtliche dramatische Szene beunruhigte sehr den Vater Rigot, und ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Morgen nahm er Jean Pierre beiseite und sagte ihm:

— Mein Kind, Du stehst mit Emigrirten in Verbindung: der erste Consul und Fouché sind pfiffig, die tragen ihre Augen nicht im Sack, und ihre Arme sind gar lang; nehm' Dich in Acht! die Royalisten werden Dir und meinem Hause Unglück bringen.

— Beruhigen Sie sich, Herr Rigot; derjenige, den Sie heute Nacht gesehen haben, ist kein Aufwiegler, er kehrt ins Exil zurück und wartet auf bessere Zeiten.

— Du meinst die Rückkehr der Bourbonen. Nun denn, da kann er lange warten. Ich halte auf dein Wort, und will dir glauben; sonst müßte ich dich entlassen. Der Teufel! Ich will nichts mit Fouché oder dem ersten Consul zu thun kriegen.

In der That, sowie Jean Pierre es versprochen hatte, blieb Alles bei seiner alten Ordnung, und zur vollen Zufriedenheit des Vaters Rigot hörten mit jenem Tage alle geheimnißvollen Besuche auf.

Jean Pierre hatte zur Nachbarin eine hübsche Magd, welche schon des Morgens in aller Frühe in ihre Arbeit ging, und erst zu späten Abendstunden zurückkehrte. Wenn sie sich auf der Stiege begegneten, so hieß es: Guten Morgen, guten Abend; aber seit den zwei Jahren, daß sie nebeneinander wohnten, hatte ihre Bekanntschaft keine weiteren Fortschritte gemacht. Jean Pierre war zu jung, um an's Heiraten zu denken; von Liebe wollte er nichts wissen; das frische jugendliche Gesicht Claudinens machte ihm keinen Eindruck; seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Aber die Ereignisse, welche in Europa im Zuge waren, sollten gar bald auf die sociale Stellung Jean Pierre's Einfluß nehmen. Im Geheimen bereitete sich eine große Coalition gegen das neue Kaiserreich vor, welches in den Augen der alten Dynasten den unverzeihlichen Fehler an sich trug, aus der großen Revolution hervorgegangen zu sein. Es galt als ausgemachte Thatsache, daß die Revolution nur Ungeheuer erzeugen könne, somit hieß es, dieses Ungeheuer noch im Keime ersticken. Napoleon bereitete sich in aller Ruhe zum Kampfe vor; aber bald wurde es bekannt, daß außer der regelmäßigen Rekrutirung die kaiserl. Regierung diesmal ein anderes neues Gesetz einführen würde, nach welchem alle unverheirateten jungen Leute von 20 bis 30 Jahren zu den Fahnen zu rufen seien. Diese Nachricht erschreckte Jean Pierre. Die Furcht, Soldat zu werden, flößte ihm mit einem Male die Liebe ein und schnell hielt er um die Hand Claudinen's an, welche sich ihrerseits nicht lange bitten ließ, denn das arme Mädchen vertrocknete in ihrer Einsamkeit und in einem Cölibate, welches sich auf unbestimmte Zeit hinaus zu dehnen drohte. Einen Monat später zählte das Kaiserreich um einen Ehemann mehr und um einen Soldaten weniger.

Unter diesen Umständen fühlte sich Vater Rigot gezwungen, seinem Faktotum einen größeren Gehalt zu geben, der nunmehr auf 50 Franken im Monat erhöht wurde. Aber dieser Zuschuß war zu karg bemessen, um die Auslagen der ersten Einrichtung des jungen Paares zu decken, und ihr tägliches Brod zu bestreiten. Ueberdieß kam auch Claudine bald in gesegnete Umstände und ihr Appetit nahm mit jedem Tage zu.

Jean Pierre verfiel in's Schuldenmachen; Alles sah er schwarz und hoffnungslos vor sich, und schon bedauerte er es, nicht lieber als Soldat ins Feld gezogen zu sein.

— Jetzt wäre ich todt, ohne Zweifel; so dachte er, und die Todten haben für nichts weiter zu sorgen.

Jean Pierre fehlte das Vertrauen in die Vorsehung.

Eines Tages trug er eine Rechnung zu einem der besten Clienten des Geschäftes.

— Das wird wohl die letzte Rechnung sein, die ich dem Vater Rigot bezahle, sagte der Bäckermeister, indem er ihm das Geld vorzählte. Ja, ich ziehe mich aus Mehl und Germ zurück und will lieber unabhängig auf einem kleinen Gute leben, das ich gekauft habe.

— Oh! wie glücklich Sie sind! antwortete Jean Pierre, mit wehmüthiger Stimme.

— Schade, daß Du nicht baare 10,000 Franken hast, da könnte ich Dir mein Geschäft verkaufen, den Rest würdest Du mir ratenweise abzahlen .... Ich weiß, Du bist ein ordentlicher und gescheidter Bursche. Hier könntest Du Dein Glück machen.

— Bei diesen Worten erblaßte plötzlich Jean Pierre, aus seinen Zügen konnte man entnehmen, daß ein unheilvoller Gedanke in ihm erwachte. Einen Augenblick hielt er inne, das mag wohl der innere Kampf gewesen sein. Dann aber sagte er barsch: „Sie, Herr Lenoir“.

Seine Stimme war so bewegt und so eigenthümlich, daß der Bäckermeister ihn mit Befremden ansah, als wollte er sich erst überzeugen, ob es wohl Jean Pierre sei, der vor ihm stehe.

— Ich habe einen alten, reichen Onkel, dessen einziger Erbe ich bin. Ich bin überzeugt, er würde es mir nicht abschlagen, mir einen Theil der Erbschaft im Voraus zu übergeben ..... Heute noch will ich zu ihm auf's Land fahren; versprechen Sie mir nur, vor meiner Rückkehr mit niemand Anderm abzuschließen.

— Das Versprechen kann ich Dir schon geben und meinen Glückwunsch dazu.

Acht Tage später kam Jean Pierre des Morgens zu Lenoir und redete ihn mit den Worten an:

— Herr Lenoir, ich habe die 10,000 Franken, die Sie brauchen. Gilt der Handel noch?

— Da haben wir weiter kein Wort zu verlieren, mein Junge. Komm in 2 Stunden und frühstücke mit mir und dann werden wir stracks zum Notar gehen, um den Vertrag aufzusetzen ...... Aber sage mir, was hast Du? fügte er hinzu, indem er bemerkte, wie blaß und gealtert Jean Pierre aussah. Was fehlt Dir denn? Du siehst ja ganz verstört aus?

— Das ist kein Wunder, antwortete dieser ziemlich befangen. Ich bin matt und ermüdet; seitdem ich Sie gesehen, habe ich kein Auge zugedrückt.

— Ja, ja, ich begreife; der Onkel wird sich auch schön haben bitten lassen. Die alten Leute halten fest an ihrem Gelde, das kenn' ich. Aber gehe. Ruhe dich aus und um 10 Uhr komme wieder, wir werden zusammen ein gutes Glas Wein trinken.

Jean Pierre wollte weder seiner Frau noch Vater Rigot irgend etwas sagen, bevor er nicht den Kaufvertrag unterschrieben hätte. Dies geschah aber noch im Laufe des Nachmittags. Als Claudine erfuhr, daß sie vor Ablauf von 8 Tagen in einem Bäckerladen als Meisterin thronen würde, machte ihr die Freude einen solchen Eindruck, daß sie noch am selben Abende niederkam, und zwar mit einem gesunden Knaben, welcher jedoch, wie alle Kinder, die vorzeitig zur Welt kommen, etwas schwach und zart aussah. Als Vater Rigot diese Nachricht erfuhr, war ihm, als hätte man ihn mit kaltem Wasser übergossen. Seine Ueberraschung und sein Aerger war so groß, daß er kaum einige Worte hervorbringen konnte. Bald aber entschädigte er sich für diesen zurückgehaltenen Aerger dadurch, daß er sich mit seinen Nachbaren über den Ursprung von Jean Pierre's Vermögen lustig machte. Sie lachten zusammen nach Herzenslust über den gewissen Onkel, den Rattenfänger, der sich 10.000 Franken in schönen, blanken Louisd'or hätte ersparen sollen u. dgl. Ja er begnügte sich nicht einmal damit, solche Lästerreden von Mund zu Mund zu verbreiten, er zahlte sogar Gassenjunge, welche vor die Thür der Frau Morel hingehen und singen mußten:

Die Frau Meist'rin hat viel Geld,
Wie nur wen'ge auf der Welt;
Woher hat sie's denn bekommen?
Woher hat sie's denn genommen?
u. s. w.

Aber Vater Riget war nicht unsterblich. Vom Schlage gerührt verschied er eines Tages in der Markthalle selbst. Übrigens waren es auch die damals in Frankreich so schnell aufeinander folgenden politischen Ereignisse, welche die Leute beschäftigten und sie veranlaßten, das tägliche Geschwätz mehr zu vergessen: und Jean Pierre selbst, oder besser Herr Morel, machte seinem Geschäfte nur Ehre; er zahlte regelmäßig die Steuern, verkaufte gutes und vollgewichtiges Brod, so zwar, daß der böse Leumund bald zu schwächen aufhörte und der Bäckerladen in der Straße „des deux écus“ sogar sich eines gewissen Ansehens erfreute. Dieses Ansehen war aber namentlich dem Kinde Morels zuzuschreiben, das seit seiner frühesten Jugend eine seltene Intelligenz und Herzensgüte beurkundete. Der kleine Lucien hatte ein blendend weißes Gesichtchen, seine Züge waren fein, seine Stirne breit und leicht gewölbt, seine großen Augen schienen ihr schönes Blau aus dem Himmel mitgebracht zu haben. Eine der Eigenschaften, die sich zu allererst in Lucien entwickelten, war ein rührendes Mitgefühl für alle Unglücklichen. Jedes leidende Wesen zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er streichelte und liebkoste die armen Kinder, das war sein erstes Almosen. Wenn ein Armer bittend die Hand durch die Thüre hielt, da brachte ihm der kleine Lucien schnell ein Stück Brod oder Geld, das er seiner Mutter durch seine liebliche Ungezwungenheit abgewonnen hatte. Die Armen nannten ihn den kleinen Engelsbäcker; als solcher war er weit und breit bekannt; den ganzen Tag hindurch wanderten sie zu ihm hin. Frau Morel, welche nichts weniger denn mildthätig war, weinte oft aus Ärger darüber und schließlich verbot sie ihrem Sohne sich im Laden aufzuhalten. Morel aber, der doch freigebiger war, antwortete auf die Klagen seiner Frau, indem er sagte:

— Wir sind reich genug, um unserem Lucien seine Freude lassen zu können.

— Wenn er als kleiner Bube schon Groschen vertheilt, so wird er, bis er erwachsen ist, die Louisd'or hinauswerfen. Er kennt den Werth des Geldes nicht.

— Um so besser für ihn, antwortete dann trocken Morel, nahm seinen Hut und ging zur Thüre hinaus.

— Ich weiß nicht, was mit Jean Pierre vorgeht, sagte Claudine ganz ängstlich, seitdem er reicher, ist er nichts weniger als freundlicher geworden.

Lucien hatte allein das Vorrecht die trüben Wolken zu zerstreuen, welche so oft die Stirne Morels umhüllten. Der Vater bewunderte, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, die mehr moralische als physische Schönheit seines Kindes, und namentlich diese reine, verklärte Unschuld, die eben auf die Greise so mächtig wirkt und sie so tiefsinnig und nachdenklich stimmt.

— Sieh doch, Claudine, sagte er öfters zu seiner Frau, wie schön unser Lucien ist!

— Ja, er ist recht nett, entgegnete die Bäckermeisterin, aber er ist zu mager.

Für die gewöhnlichen Leute besteht der Superlativ der Schönheit in dicken, rothen Backen.

Morel schmiedete sehr ehrgeizige Pläne für seinen Sohn; sein geheimer Wunsch war, aus ihm einen Advokaten zu machen; er hatte den Geist seiner Zeit errathen. Während der Restauration bewiesen die Advokaten, in der Kammer sowohl als in der Presse, daß sie alles, was sie wollten, erreichen konnten. Den neunjährigen Lucien schickte Morel in's Gymnasium Henri IV., welches damals am populärsten war, weil damals der Herzog von Orleans, zur größten Freude der Liberalen und Bürger, seine Söhne dort studieren ließ. Lucien war begabt und fleißig, mit dem besten Erfolge machte er alle Klassen durch, und als er die philosophischen Studien beendete, erwarb er sich sogar den großen Staatspreis für französische Rhetorik. Das waren gute Auspizien für den künftigen Advokaten.

Mehr seinem Vater zu Liebe als aus eigenem Antriebe hörte er nun die Rechte. Da das Pflichtgefühl in ihm sehr entwickelt war, so verfolgte er mit seltenem Fleiße diese Studien, obwohl er an diesen Gegenständen an und für sich wenig Gefallen fand.

Seine natürliche Neigung, wie auch sein erregbarer feinfühlender Geist führten ihn der spiritualistischen Philosophie zu. In der katholischen Religion auferzogen, hatte er dieselbe bis zu seinem 16. Jahre, wie man zu sagen pflegt, redlich befolgt. Als aber sein Verstand reifer und unabhängiger geworden, da gab es viele Zweifel, und was ihm früher in seiner Naivität als Überzeugung geschienen hatte, wurde jetzt bis auf den Grund erschüttert. Sein Herz und sein Verstand versuchten vergebens die Gerechtigkeit und Güte Gottes mit der ungleichen Vertheilung des Guten und Bösen auf Erden in Einklang zu bringen, wie auch mit jenem Dogma der Erb-

sünde und der Ewigkeit der Strafe, diesen so zu sagen schrecklichen Problemen, welche ihm weder die Wissenschaft, noch die größten Gelehrten der Kirche lösen konnten. — Aber früher oder später enthüllt sich die Wahrheit für denjenigen, der bemüht ist, sie ernstlich und mit Ausdauer zu suchen. Eines Tages fielen ihm die Werke von Ballanche in die Hände. Dieser eminent christliche Philosoph, dieser Forscher, dieser göttliche Missionär, welcher die Welt bewohnte, welchen aber die Welt nicht kannte, enthüllte ihm alle Geheimnisse des heidnischen, wie auch des christlichen Alterthums, trennte los den Geist von dem trockenen Buchstaben, die Wahrheit vom Mythus, das Gold von der Schlacke. Er lehrte ihn den Menschen kennen, dieses wiedergeborene Wesen, welches seine jetzige Verwandlung, wie auch seine früheren Verwandlungen nicht kennt, welches, nach einer langen Reihe von Prüfungen und Sühnen — denn nur was vollkommen ist, soll in's Reich Gottes eingehen — endlich seine bleibende Bestimmung erreicht.

Nachdem Lucien Orpheus und die sociale Palingenesie gelesen hatte, konnte er, wie Paula, als sie sich durch den christlichen Glauben erleuchtet fühlte, ausrufen:

Ich sehe, ich weiß, ich glaube.

Da er an den mystischen Gegenständen Gefallen fand, las er auch Saint-Martin und Swedenborg, und warf sich in jenen Ocean von Licht und Leben, in welchem der Geist erblindet oder wahnsinnig wird, wenn er nicht verjüngt und wie neugeboren aus demselben hervorgeht.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Spiritische Abhandlungen.

Völker, gebt Acht!

(Aus dem Revue spirite.)

I.

Wohin laufen diese Kinder angethan in weißen Kleidern! Die Freude beleuchtet ihre Herzen, ihr leichtfertiger Schwarm wird sich

auf grünen Wiesen ergötzen, wo sie eine reiche Ernte von Blumen machen und das glänzende Insect, welches sich in ihren Kelchen nährt, verfolgen werden. — O die Sorglosen und Glücklichen, sie sehen nichts weiter als den blauen Horizont, der sie umgibt; ihr Fall wird furchtbar sein, wenn ihr Euch nicht beeilet, ihr Gemüth für spiritische Lehren vorzubereiten.

Denn die Geister des Herrn haben die Wolken durcheilt und kommen Euch zu ermahnen; vernehmet ihre Stimmen, höret sie aufmerksam an! — Völker, habt Acht!

II.

Sie sind groß und stark geworden; die männliche Schönheit der Einen, die Liebenswürdigkeit und Sorglosigkeit der Anderen erwecken in den väterlichen Herzen die angenehmen Erinnerungen einer bereits verschwundenen Zeit, aber das Lächeln, welches schon um ihre welken Lippen schwebte, verschwindet, um traurigen Sorgen Platz zu machen, weil sie selbst aus den bezaubernden Kelchen der jugendlichen Illusionen mit langen Zügen getrunken, und das feine Gift derselben ihr Blut arm gemacht, ihre Kräfte entnervt, ihre Gesichter gerunzelt, ihre Stirnen entblößt hat, und sie möchten ihre Söhne verhindern, diesen vergifteten Kelch zu kosten. — Brüder! der Spiritismus wird das Gegengift sein, welches die neue Generation vor seinen Verwüstungen bewahren soll!

Denn die Geister des Herrn sind über die Wolken geeilt und kommen Euch zu ermahnen; vernehmet ihre Stimmen, höret sie aufmerksam an!

Völker, gebt Acht!

III.

Sie haben das Mannesalter erreicht; sie sind Männer geworden; sie sind ernst und streng, aber nicht glücklich; ihr Herz ist abgestumpft, und besitzt nur eine reizbare Seite: jene des Ehrgeizes. Sie wenden Alles, was sie an Kraft und Energie haben, an, um irdische Güter zu erwerben. Für sie besteht kein Glück ohne Würden, Ehrenstellen und Vermögen. Ihr Unsinnigen! Jeden Augenblick kann Euch der Engel der Befreiung berühren, und ihr werdet gezwungen

sein, alle diese Chimären zu verlassen; ihr seid Verbannte, welche Gott jeden Augenblick in das Vaterland zurückrufen kann. Bauet nicht Paläste noch Monumente; ein Zelt, ein Gewand und Brod genügt; gebt Euch mit diesem zufrieden, und von dem Ueberflüßigen schaffet Euren Brüdern, die es entbehren, das Dach, die Kleidung und das Brod. Der Spiritismus wird Euch lehren, daß die wahren Schätze, die ihr Euch sammeln sollt, die Liebe zu Gott und dem Nebenmenschen sind. Diese machen Euch für die Ewigkeit reich!

Denn die Geister des Herrn sind über die Wolken hergeeilt, Euch zu ermahnen; vernehmet ihre Stimmen; hört sie aufmerksam an.

Völker, gebt Acht!

IV.

Mit gebeugter Stirne stehen sie am Rande des Grabes; sie haben Furcht und sie möchten ihren Kopf erheben, aber die Zeit hat ihre Schultern gewölbt, ihre Muskeln und Sehnen starr gemacht, und sie vermögen nicht nach oben zu blicken. Ach! welche Angst ergreifet sie! Sie überblicken im Geheimen ihrer Seele ihr unnützes und oft verbrecherisches Leben; die Gewissenangst nagt an ihnen wie ein hungriger Geier, weil sie im Laufe dieses Lebens, welches in Gleichgültigkeit verflossen ist, ihren Gott oft verläugnet haben, und Er erscheint ihnen am Rande des Grabes als ein unerbittlicher Rächer. Fürchtet nicht, Brüder, und betet. Wenn Gott in seiner Gerechtigkeit Euch straft, wird Eure Reue Gnade finden; denn der Spiritismus lehrt Euch, daß die Ewigkeit der Strafen nicht besteht, und daß ihr wiedergeboren werdet, Euch zu reinigen und abzubüßen. Deßhalb, Ihr, die Ihr müde seid Eurer Verbannung auf Erden, bestrebet Euch möglichst Euch zu verbessern, damit Ihr nicht mehr hieher zurückkehret.

Denn die Geister des Herrn haben die Wolken durchbrochen, und kommen euch zu ermahnen; vernehmet ihre Stimmen, höret sie aufmerksam an!

Völker, gebt Acht!

Byron.



Christi-Geburtsfest.

(25. Dezember 1867. — Medium: A. S.)

Weihnachten ist wieder da, ein neues Jahr beginnt für Euch Christen, ein Jahr voll Wichtigkeit, besonders für Euch Spiriten ein Jahr voll Arbeit, voll Kampf und — voll Selbstzufriedenheit — für das Gute gewirkt zu haben. Erlahmet nicht in Euren Anstrengungen, kämpfet ungescheut für Eure gute Sache, laßt Euch den Spott derer nicht zu Herzen gehen, die selbst nicht wissen, was sie glauben sollen.

Vergesset nicht, daß Ihr nicht einzig seid, daß Euch die guten Geister beistehen und Euch die Kraft geben, das Bittere zu überwinden, das Euch manche Menschen zu kosten geben. Vor Allem aber vergesset nicht, daß Christus der Herr, dessen Geburtsfest Ihr feiert, mit Euch ist.

Ein Schutzgeist.

Stachellose Bienen. — Rose ohne Dornen.

(Medium Arm . . .)

Kennt Ihr die Rose, so ohne die Dornen?
Oder die Biene, die stachellos lebt?
Sucht Ihr den Segen, dem mühlos gebornen?
Ach! ja das hieße nach Wahne gestrebt.

Ohne die Dornen, da wachsen nicht Rosen,
Füllet den Kelch nicht balsamischer Duft;
Laden den Schmetterling sie nicht zum Kosen,
Bleibt ohne Würze die ländliche Luft.

Ohne den feindlichen Stachel der Bienen
Schmecket den Honig, den süßen, Ihr nicht;
Wer nur den lieblichen Freuden will dienen,
Sucht ohne Schatten stets blendendes Licht.

Nein, nur der Mühe gelinget das Gute,
Nein, nur dem Schmerze entspringet das Heil;
Wenn es zum Schaffen Euch fehlet am Muthe,
Leget Euch schlafen und träumet die Weil'.

Denn nur der Traum ist's, der Wunder verkündet,
Und nur im Schlafe entstehet der Traum;
Wer sich im Zustand des Wachens befindet,
Füllet mit lebenden Thaten den Raum.

Wollen ist Streben, und Streben ist Mühen:
Ohne die Mühe ist Wollen nur Gier;
Sollen im Garten Euch Blumen erblühen,
Müßt Ihr sie pflanzen und pflegen sie hier.

Nur in den finsteren Nächten der Blindheit
Hat man die Menschen mit Träumen geneckt;
Seit sie entschwunden, die Schwächen der Kindheit,
Werden vom Licht sie der Wahrheit geweckt.

Und sie, die Wahrheit, sie heißet sie handeln,
Lehret sie lieben und thätig stets sein,
Lehret auf helleren Wegen sie wandeln,
Fliehen den falschen, erheuchelten Schein.

Darum, o scheut nicht die Dornen der Rosen,
Fürchtet den Stachel der Bienen auch nicht,
Weil Euch die Düfte, die sanften, liebkosen,
Und Euch die Biene den Honig verspricht.

Wollt Ihr die Höhen des Lebens ersteigen,
Scheuet die steinigen Wege auch nicht;
Klimmet nur muthig! Der Herr wird Euch zeigen
Strahlende Wahrheit, Sein heiliges Licht!

Hillel.

Vergessen — und Erinnerung.

(Medium Arm . . .)

Der Schmerz bemißt sich nach Verlust —
Doch tilget ihn die Zeit;
Mit süßer Wehmuth füllt die Brust
Was schied zur Seligkeit.
Vergängliches verschwindet ganz
Aus der Erinn'rung Reich;
Was Liebe wand zu einem Kranz,
Die Seelen, die sich gleich,
Das duftet fort im Herzen spät,
Es schlug die Wurzel tief;
Und wenn auch Ein's von dannen geht,
Weil Gott es zu sich rief,
So lebt es hier und lebet dort
Ein doppelt Leben gar: —
Im Herzen hier des Freundes fort,
Dort — in der Engel Schaar!

Juan. Hillel.

An unsere Collegen der öffentlichen Presse.

Wir ersuchen freundlichst die Herrn Redakteure und Herausgeber jener Journale, die unsere Zeitschrift erhalten, da es doch der Beförderung der Wahrheit und der menschlichen Eintracht gilt, in ihren geschätzten Organen gütigst mit einigen Worten erwähnen zu wollen, daß die spiritische Monatschrift: „Licht des Jenseits" von Const. Delhez, mit Anfangs Jänner 1868, ihren 3. Jahrgang beginnt. Das jährliche Abonnement von 6 fl. ö. W. für Wien, von 7 fl. mit Postversendung, für die Provinz, von 4 Thalern für Deutschland, findet im Selbstverlage des Herausgebers, Wien, Singerstraße Nr. 7 statt.

An unsere theuren spiritischen Brüder und Abonnenten.

Besondere Verhältnisse haben uns für eine Zeit gezwungen, neben unseren im Winter schon großen Beschäftigungen noch eine dringende literarische Arbeit zu übernehmen, die leider unvermeidlich während einiger Monate die regelmäßige Erscheinung unserer Zeitschrift beeinträchtigt hat.

Da es jedoch, obgleich indirekt, nur in dem Interesse der spiritischen Sache geschah, und es hoffentlich nicht über den 1. Februar 1868 die erwähute Regelmäßigkeit stören wird, bitten wir unsere hochgeschätzten Abonnenten und Brüder um gütige Nachsicht. So wie auch in Betreff unserer scheinbaren Nachlässigkeit im Briefwechsel. Es gebricht uns gewiß nicht an gutem Willen, dagegen oft an Zeit. — Nichts destoweniger werden die gütigen Nachrichten und nützlichen Notizen, die man uns in Bezug auf Spiritismus sendet, dankbar empfangen und nach Thunlichkeit in ihrer Zeit benützt werden.

C. Delhez.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.